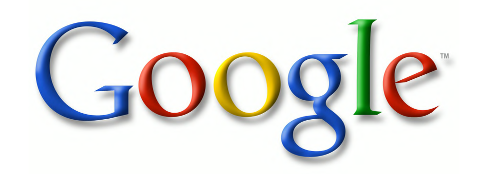



P
121
A7
UC-NRLF
$B 288 055
YA 09208


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Ideen

über

die höchste

historische Ansicht der Sprache,

von

Ernst Moritz Arndt,

der philos. Facultät Adjunct.

Rostock und Leipzig,

bei K. C. Stiller 1805.

BURDACH

T. L.

Der Mensch, das flüchtige Wesen, suchet das Bleibende, er macht das Vergängliche fest und ewig. So wird das Gesetz und die fromme Sitte für die künftigen Geschlechter, während die Gegenwart täglich verschwindet, einer neuen Platz zu machen. Wir, solche feste Weise der Väter ehrend, sind an diesem feierlichen Tage versammelt, alle Einen Wunsch und Ein Gefühl für denjenigen im Herzen tragend, der uns hier zusammengebracht hat, für unsern König. Ich, einer der geringsten, soll dies Bleibende der Sitte und des Gefühls heute aussprechen, soll im Namen dieser ehrwürdigen Versammlung sprechen, was bei einem jeden von uns züchtiger im innern Busen bliebe, oder nur in ein

zelnen Wünschen und Tönen ausbräche. So sei denn das Organ, durch welches ich hier stehe, so sei die Sprache selbst der Gegenstand meiner Rede; und zwar will ich es wagen, einige Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache nicht sowohl zu entwickeln, als anzudeuten.

Weil aber zwischen den Worten hoch und höchst manche Stufen liegen, weil das Wörtlein historisch von den Verschiedenen auch sehr verschieden verstanden wird, so muß ich zuerst Einiges über meine Aufschrift sagen. — Was heißt historisch? und was heißt und ist mir historisch? Darüber muß ich mich zuerst erklären, damit wir nicht, wie der Zufall es will, ohne Kompaß auf dem wilden Ocean der Worte umher treiben. Historie, historisch haben wir von den Griechen. Historie hieß diesem Volke die Begierde und das Forschen nach dem Wissenswürdigen, historisch das Wissenswürdige selbst. Wir Teutschen haben für beides Geschichte und geschichtlich, zwei Worte, die ein viel weiteres Feld umfassen, den unendlichen Inhalt alles Geschehenen. Der Grieche wollte etwas wissen, darnach fragte und forschte er, aber er setzte sich ein Maaß, indem er das Wort wissenswürdig aussprach; der Kluge wählte. Der Teutsche gesteht gerade zu, daß er alles wissen will, daß alles, was geschieht, ihm

merkwürdig ist, er hat die Weite des Chaos, wo alles und nichts bey einander liegt; der Fleißige sammelt. — Wir wollen sehen, wie beide es machten, und machen, so werde ich kurz hinweisen können, wie ich meine, daß man es machen sollte.

In der alten Welt lag alles enger und näher; sie sah nicht so weit, als wir, aber was sie sah, das sah sie schärfer und tiefer. Weil sie weniger wußte, als wir, so konnte sie mehr, denn je mehr der Mensch lernt, desto mehr scheint er zu zweifeln, ob er etwas könne oder sei. Man lebte damals mehr und lernte weniger, das Weltwesen und der Mensch standen hell und klar vor dem Blick des Forschers: er erzählte nicht gern mehr, als was er sah, er machte die irdischen Dinge weder dümmer noch klüger, als sie sind. Endlich weil sie das Wissen nicht für das Erste hielten, mischten sie nicht immer alles mit ein, was sie wußten, wie die kümmerliche Eitelkeit der Neueren zu gern thut. Sie waren die Stimme auf dem Marionettentheater der Welt, welches sie aufstellten, aber ihre Person blieb hinter dem Vorhang. Immer war ihnen das Lebendige vor dem Todten, und sie bewegten sich munter fort mit der bewegten Welt. So kam frisches Vertrauen auf ihnen selbst, kühne Beständigkeit, klarer Weltverstand ihnen von selbst; sie wagten zu seyn, was sie

waren, zu sprechen, was sie dachten. Ihr Gottesdienst, ihre Feste, ihr ganzes Leben zeigten ihnen den Menschen als einen Götterverwandten, als einen Mitschöpfer, einen Dämiurg des Erdbodens, dem er einst entsprossen war. Die physische und kosmische Kraft war ihnen bedeutend und weltbildend und weltzerstörend, sie war ihnen Element, eine Gewalt, vor welcher sie zitterten, wie wir alle vor der furchtbaren Oberherrlichkeit des Feuers und Wassers zittern. Auf dieser physischen und kosmischen Kraft lag ihnen das Geistige und Moralische, wie ein Heiligenschein, der nicht zur Erde gehörte. Die Tugenden führten auch damals zu den Himmlischen, aber die Menschen hüteten sich, sie, die unbeschreiblichen, im Leben und in des Lebens Beschreibung erscheinen zu lassen. Bei ihnen gebahr nur die physische Kraft die That, und daher ist sie immer das Organ alles irdischen Umschwunges, wodurch die Welt sich rührt. Auf diese Weise, da sie die Welt noch nicht zu einer Pandorenbüchse gemacht hatten voll von Tugenden und Lastern, die windig umherfliegen und ihre Gespensterleiber mit den rüstigen Söhnen und Töchtern der Erde für neue Geburten vermischen, waren ihnen der Mensch und die Welt gar verständliche Dinge. Indem sie genau schildern, wie alles in der Handlung und im Seyn war, zeigen sie den Schein

und das Geheimniß des Lebens besser, als wir, die wir nur dies immer sehen und mahlen wollen. Wer sich fest an der Erde hält, und nicht den Himmel erfliegen will, ehe es Zeit ist, dem wächst die antäische Kraft immer von unten und er fährt freudig hindurch, bis sein Lauf geendigt ist.

So liegen die alten Geschichten vor uns, in jener jugendlichen Unbefangenheit, Einfalt und Naturkraft, die uns zauberisch fesselt. — Ja, sagt man, die Alten hatten gut beschreiben und schildern; sie treiben alles zum Ideal, machen die Dinge und die Menschen größer, als sie sind; so können wir nicht mehr darstellen, ohne Lügner zu heissen. Man sagt so mit Unrecht: der Mensch erscheint bey den Alten nicht herrlicher, als er ist, aber er erscheint als Mensch; und der Mensch hat bei uns, in der Geschichte wie im Leben, lange die alte Herrlichkeit verloren. Warum hat selbst das Gräßliche und Abscheuliche in der alten Welt so viel Interesse? warum ist es widerlich in der neueren? Mit welchem Antheil liest man die Revolutionswuth der Korcyräer bei'm Thucydides, das Leben eines Tiberius bei'm Tacitus? Es sind noch Menschen, freilich verrückte und verruchte Menschen, aber doch Menschen, die dargestellt werden. Wir können, den Scheusalen fluchend, noch menschliche Thränen

weinen über die Sieger und die Besiegten, den Dränger und die Bedrängten. Aber gebt mir Cäsar Borgias Leben, gebt mir Ein Jahr aus der französischen Revolution, von Neueren beschrieben, wo soll ich mich hinwenden vor Abscheu? wo soll ich einen Funken von Menschlichkeit finden, daß meine starre Brust gemildert werde? Die Menschen sind noch dieselben, aber die Mahler haben die Kunst verlernt und schielen. In der plastischen Lust, das Leben und die Menschen unmittelbar aus eigenen Wurzeln aufwachsend hinzustellen, gaben die Alten ihnen die volle Gestalt und mit der Gestalt gaben sie denen, die künftig solches Werk sehen sollten, das menschliche Gefühl der Sympathie und des Erbarmens. Unsere metaphysischen Helden und Ungeheuer können uns nur durch das Gräßliche erschrecken, selten durch das Menschliche erfreuen, weil es nicht recht menschlich ist. Die Alten nehmen die einzelnen großen Begebenheiten, den einzelnen Heros und lassen den Schwall der Zufälligkeiten als unzählige Tropfen um diesen Strudel rund laufen; sie lassen die Sonne scheinen und stellen sich in den Lichtpunkt, unbekümmert, wie die fernen Gegenstände in der Beleuchtung sich ausnehmen werden. Wir machen es umgekehrt. Der ganze Weltwirrwarr ist uns ein ungeheures Knäuel, wo wir nicht zuerst die Hand

suchen, die es wickelte oder des Fadens Ende hält, womit es entwirrt werden kann; sondern gewöhnlich von dem Ei an beschreiben, woraus der Faden besteht, wie er gesponnen, wie oft er rund gewickelt ward, welche Dinge und Menschen ihn an manchen Enden halten oder von ihm gehalten werden. So wird und bleibt das Knäuel ein Gewirr, nirgends erscheint eine einfache Kraft, die es lösen mögte, nirgends ein Erstes und Letztes, daß man stillstehen könnte. Wir nehmen eine Geschichte zur Hand, um einen Augenblick zu vergessen, daß wir im Wirrwarr leben, und siehe! man arbeitet recht, uns das Gefühl dieses Wirrwarrs methodisch peinlich zu machen, indem man beweist, daß es so seyn müsse. Die Alten, unbewußt von einem sichern Takt geleitet, fassen das Große in den Dingen und Menschen, stellen dies als den Mittelpunkt hin und lassen die übrigen Gegenstände um denselben rund laufen und so zu ihrer Zeit beleuchtet werden. So bleibt die Welt und ihr Spiel in Bewegung vor den Augen und wandelt mannigfaltig, aber doch einfältig, mit ihren mancherlei Erscheinungen vorüber. Es entsteht auf diese Weise immer ein fester Karakter, an welchem alles sich hält und erleuchtet, ohne daß man den Alten Aengstlichkeit der Karakterzeichnung ansähe. Sie haben den Einen festen Punkt, den Menschen,

er ist ihnen das Erste, seine Thaten und Leiden sind ihnen das Wissenswürdigste. Aber indem sie alles an den Busen einer lebendigen Welt halten und daran erwärmen, so wählen sie vorzüglich nur dasjenige aus, was in der Darstellung lebendig und belebend zugleich ist; das Eigentlichtodte, das Maschinenwerk wird nur kurz berührt; ihnen ist der lebendige Geist noch mehr, als das Gerüst, worin er sein Wesen treibt.

Und wir Neueren was sind wir und was thun wir? Die Welt ist alt geworden und wir mit ihr. Jene lustige und üppige Jugend, worin die Vorzeit ihre Blüthen trieb, will selbst im Gesange nicht mehr grünen. Die Götter, die Genien, die Heroen, die nur erhabnere Menschen waren, sind verschwunden. Unser Geschlecht nennt sich zwar noch Herr der Erde, aber es ist kleiner und geringer geworden und die Welt hat es mit ihm werden müssen. Wir haben den rohen und kühnen Trotz verloren, womit die Alten auf sich vertrauten und durchbrachen: aus den deukalionischen und kadmeischen Stein- und Drachensöhnen sind überirdische Wesen geworden, die mit ihrem besseren Theil dem außerweltlichen Regenten der Welt, dem großen Geiste des Lichts, angehören, der irdischen Begriffen ewig unzugänglich ist. Unser schlechtere Theil, der Leib, gehört

der todten Maschine, der Erde, an, die der Allmächtige in ihre Bahn schnellte und sprach: sei und rolle so, als Du bist und rollest, weil ich es will. So sind wir, irdisch betrachtet, nur Maschinen wie die Erde; und alle übrigen Himmelskörper und wirklichen und denkbaren Dinge gehören mit zur großen Maschinerie des unbekannten Künstlers. Alles also todt, was vorher lebendig, alles geistig, was vorher leiblich war. — Aus diesem Gesetze, welches der neueren Bildung zum Grunde gelegt ward, erklären sich die merkwürdigsten Phänomene derselben so ziemlich natürlich. Das körperlose und geistige Christenthum, das auf die Gesinnung drang, diese nur gelten ließ und in alles einmischte, erniedrigte die That als schöne leibliche Erscheinung, so wie es den todten Leib der Erde erniedrigt hatte. Gewohnt, in allen Dingen und Erscheinungen den Allwirkenden zu sehen und zu finden, gewohnt, das Einfältigste künstlich zu machen, um den Künstler dadurch zu ehren, gewohnt, über den Planeten, den man bewohnte, als über eine Kleinigkeit wegzusehen, wo sollte man sich festhalten? Der Himmel blieb den vergeistigten Fliegern doch zu hoch, indem die Erde unter ihnen verschwand. So haben wir anderthalb tausend Jahre fortgearbeitet, unsre irdische Schwere zu verflüchtigen, die Welt und uns selbst zu ver-

künsteln, das Schöpferische in ihr und in uns zu verachten und wenn es ja aufkeimen wollte, als Unkraut auszuraufen. Wir haben es weit gebracht in dieser Vergeistigung; alles ist unter den scheidenden und richtenden Begriff gestellt, was vorher unter der Blumenhülle der Poesie lag; unsere Kenntniß des Einzelnen, die Anatomie der Natur ist ausserordentlich erweitert: die Gesinnung, die da herrschen soll mit dem Geiste, hat dem Leben eine strengere Disciplin gegeben, und die rohe Barbarei der Vorwelt zugleich mit der rohen Kraft ausgegeißelt. Wir dürfen hier nicht fragen, ob das gut ist, sondern wie es auf die Ansicht der Dinge, besonders wie es auf die ernsthafte Ansicht der Dinge durch die Geschichte gewirkt hat.

Wo der Geist herrscht, dient der Leib, wo die Gesinnung gebietet, verstummt der Wille. Der neueren Geschichte muß also die Wirkung größer seyn, als die That. Der Eine höchste Geist, dem alle Geister dienen, regiert alles mit ewiger Schnellkraft; der größte Mensch wird nach dieser Aehnlichkeit nur wieder als größter Geist gewürdiget werden; nicht was er that, wird man darstellen wollen, sondern wie er es that und warum er es that. Ist diese Gesinnung des Christenthums vielleicht edler und humaner, als die der Alten, so vermag sie doch

nichts, wenn es auf Darstellung ankömmt. Wohl kann ich fragen, wie etwas ward und warum? aber kann ich im Werke selbst die Schöpfung hinstellen, als durch den Repräsentanten des Geistes, durch den Leib? Wie weit reiche ich aus mit der ewigen Dummheit von Ursache und Wirkung, die doch einmal veralten sollte, diesem langen Narrenseil der Erfahrung, das noch immer so viele Tröpfe zieht? Glaube ich ein Höchstes und Geistiges, so kann ich das schaffen und wirken lassen; mir ward die schmerzliche und süße Lust, die alle mannigfaltige Schönheit der Gestalten ewig in mir erregt, die Lust, die aus diesen immer beweglichen Bildern, welche das Leben zeigt, etwas Bleibendes und Unvergängliches darstellen mögte, ein Bild des Unsterblichen, das höher steht und länger dauert, als das Leben. Was ist, das gehört mir und das allein kann in die Darstellung und Abbildung eingehen, das allein, einfältig und ohne Klügelei hingestellt, kann mir geheimnißvoll andeuten und zuwinken, was unter und hinter allem Seyn verborgen liegt. Edel in der Gesinnung faßten die Neueren die Welt, aber thöricht für die Darstellung, weil sie den Begriff der irdischen Kraft und das volle Bild des irdischen und leiblichen Lebens verloren hatten. Sie vergaßen den Menschen über der Menschheit, das Zeitliche über

dem Ewigen. Der Einzelne wird nicht mehr gewogen, sondern nur das Geschlecht. Die Begebenheiten, von einem einzigen unbekannten Lenker gehalten, verloren den großen Karakter der Nothwendigkeit und nahmen einen zufälligen an, weil nun jeder sie nach seinem Maaße deuten konnte. Die größten Menschen, als geistige Dinge betrachtet, wurden auch in der Geschichte zum karakterlosen Zufall, wie sie es zum Theil im Leben waren. Man sah in keinem Menschen mehr ein begeistertes Natur= oder Zeitorgan, wie doch offenbar die größten Männer gewesen sind; sondern alles war bei ihnen willkührlich, weil es geistig seyn sollte. So treiben wir uns in einem elenden Zirkel rund und machen, wie Wernike von Tacitus Lesern sagt, die Geschichte klüger, als sie uns. Weil alles zufällig und willkührlich geworden ist, so ist auch alles gleich wichtig. Daher die peinliche Aengstlichkeit der Neuen, ja nichts Kleinstes zu vergessen, daher die lichtlose Verwirrung, womit Kleines und Großes, Nothwendiges und Zufälliges, der Mensch und das Ding, das Wirkende und das Gewirkte unter einander geworfen ist. Freilich auch jetzt soll die Geschichte immer noch für Menschen seyn, aber sie sollte auch menschlich seyn; der Mensch, die kleine Welt, der zweite Schöpfer der Erde, sollte der Lichtpunkt seyn,

von welchem aus alles erhellt würde. Ist er Herr der Erde, so muß er der Gott, die feste Nothwendigkeit auf Erden scheinen, um welche alles Andere sich als Zufall bewegt, so muß man von ihm nur sagen er ist, nicht fragen wie und warum er ist, gerade so ist und nicht anders.

Gäbe es auch etwas Höheres auf Erden, als den Menschen, so kann es doch für die Geschichte nichts Höheres geben. Der Mensch, wenn er darstellt, muß durchaus sich selbst und sein Geschlecht als das Erste setzen, weil er ja sonst keinen festen Punkt gewinnen kann. Ohne eitel zu seyn, muß er dies thun, er mag nun zu seiner Freude oder Veredlung oder Humanisirung und Gott weiß zu wie vielen kleinen und großen Dingen sein Wissen gebrauchen. Historisch oder wissenswürdig ist also das Menschliche — ein unendlich weiter Kreis, selbst wenn alles Unbedeutende und Zufällige weggeschnitten wird. Denn was in der Welt ist nicht menschlich, oder vielmehr, was steht nicht in Verbindung und Berührung mit dem Menschen? Ohne die heiligste Mystik des Herzens entweihen zu wollen, die nie über die Lippen schallen sollte, welch ein inniges und geheimes Band, welch ein orpheischer Zusammenklang aller Dinge! welch eine ewig nothwendige gleiche Schöpfung und Abbildung aller Dinge durch

einander, so wie sie neben einander gestellt sind! eine ewige Abspiegelung alles Lebens in allem Leben, ein leises Saiten- und Seelenspiel des unendlichen Makrokosmos! Wohl gäbe es hier eine Geschichte, welche die Vorgeschichte aller Geschichte seyn, höher seyn würde, als alles, was man bis jetzt Geschichte genannt hat. Diese Geschichte werden wir erst haben, wann der Todtschlag der Natur und die Anatomie des Einzelnen vollendet seyn und man sie wieder zum Leben erwecken, und das Leben in ihr suchen wird. Wenn Männer, wie Georg Forster, mit hohem Wissen und mit kindlichem Sinn, im Einzelnen immer das Ganze sehen, im Funken nie die volle Sonne verlieren werden, so wird die Welt wieder in lebendiger Schönheit da stehen, die dann nicht mehr vergehen kann, weil das Wissen und Gewissen sich verbunden haben. Wir werden dann ohne lange Klügelei das Nothwendige und Feste jeder Nation, jedes Karakters, jedes Klima begreifen können. Ist dies gleich unsrer Zeit noch unerreichbar, so thut doch der schon etwas Würdiges, der einzelne Seiten dieses höchsten Historischen aufzuhellen sucht, der in einer Zeit, wo man in allem nur Willkühr und Unmäßigkeit sieht, noch die Idee von etwas Festem bewahren kann, wodurch Verstand und Maaß wieder in die entseelte Welt, Kraft und

Vertrauen wieder in die entgeisterten Menschen kommen können. Nur in diesem Sinn wird die Geschichte etwas Erhabenes, etwas Besseres, als der ewige Schlangenzirkeltanz von Ursache und von Wirkung, die nicht der Erde angehören.

Ich halte mich nicht für denjenigen, der über das Höchste sprechen dürfte; bescheiden will ich nur andeuten, was mir selbst nur als Andeutung und Anklang kömmt. Wenn ich gestehe, daß ich vieles nicht weiß, daß ich glaube, daß Menschen vieles nicht wissen sollen, so kann ich jetzt wagen, einige kleine Fragmente, selbst nur Andeutungen, über die höchste historische Ansicht der Sprache hinzuwerfen.

Sprache — Rede — spreche ich Vermessener nicht das Herrlichste und Höchste aus, was dem Menschen verliehen ist, das große Geschenk, wodurch er mit den Himmlischen verwandt ist? — Sprache, Rede, Vernunft bedeuten einerlei auch in den verschiedensten Zungen. Konnte Helvetius in Entzückung gerathen bei dem Anblick der kunstbegabten Hand, welcher er alle Vortheile der menschlichen Oberherrlichkeit über die Thierwelt beilegt, warum soll ich es nicht über die Zunge, das ewige Instrument unsrer süßesten Freuden und Genüsse, die zarteste und überirdischeste Verbindung durch die Töne mit den geheimen und himmlischen Dingen, die aus

der Welt und aus der Menschenbrust zugleich so lieblich und so geheimnißvoll erklingen — über die Zunge, auch heute das Instrument, wodurch ich das gemeinschaftliche Gefühl so vieler Menschenherzen aussprechen soll.

Das Wunderbare der Sprachen, ihre Entstehung, ihre Ausbildung, ihre Mannigfaltigkeit bei den verschiedenen Völkern und auch wieder ihre Verwandtschaft haben Manche behandelt: das kleine Historische der Sprachen, durch ihre Kunde und Vergleichung die Verwandtschaft und Abstammung der verschiedenen Völker und Volksstämme zu finden, und dadurch Licht in die Geschichte zu bringen, hat manche fleißige Forscher beschäftigt und beschäftigt sie noch jetzt. Wir sehen heute die Sprachen nicht aus diesem Gesichtspunkte an, sondern wir wünschen darauf hinzuweisen, ob nicht in jeder Sprache gerade das Karakteristische des Klima und der Nation, wo sie herrscht, in näherer Verbindung stehe, als man glauben mögte; wir suchen, ob wir nicht etwas Nothwendiges und Ewiges finden mögten, etwas Allgemeines und Historisches. Wirft man ein, daß dies lächerlich sei, da ja der baarste Zufall die Sprachen nach den verschiedenen Welttheilen und Ländern getrieben, so daß dieselbe Stammsprache am schwarzen Meer und am Eismeer, auf Island

und Jamaika vertheilt seyn könne, so bin ich mit einer Antwort nicht verlegen. Die alte germanische Sprache ertönt in Schweden, in Dänemark, in Teutschland, in England; aber wie? welche feine und karakteristische Unterschiede in den Beugungen und Verbindungen bei aller Verwandtschaft! welche Ungleichheit des Accents und der Betonung, worauf bei weitem das Meiste ankömmt! welche unsichtbare Züge des Nationalen und Klimatischen, die freilich nicht jeder bemerkt! welche innige Verbindung ferner zwischen der ganzen Lebensweise, zwischen den Sitten, dem innersten Gemüth der Menschen und ihrer Sprache, die jedes Volk anerkennt! warum ergrimmt ein Volk, wenn es eine Sprache sprechen soll, die mit der seinigen wohl Geschwisterkind, die vielleicht schöner ist, als die seinige? warum glaubt ein Volk, daß sein Bestes zerstört ward, wenn es in seines Besiegers Zunge reden lernen soll? Dies Karakteristische spricht schon der gemeine Verstand aus, man wird es auch finden können, wenn man die verschiedenen Menschen Einer Zunge hört. Ein großer Grieche sagte: gieb mir den Klang der Stimme eines Menschen und ich will Dir sagen, was er ist. Wir haben nicht das feine griechische Ohr; aber der müßte ohne alle Musik seyn, dem der Ton der

Menschenstimme nicht täglich das Gemüth ihres Inhabers verriethe.

Ich will als Beispiele einige bekannte Sprachen nehmen und versuchen, ob ich meine Ideen klarer machen kann, den innigen Zusammenhang des Klima, der Sitten und der Sprache zu zeigen: es seien die griechische, lateinische, französische und teutsche.

Der Grieche war unter einem glücklichen, fast ewig heiteren Himmel gebohren und bewohnte ein Land, reich an Hülfsquellen, reich an Meeren und Küsten, aber doch nicht so fruchtbar, daß es faule Menschen begünstigte. Die gehörige Mischung des Wilden und Starken, des Rauhen und Weichen war in der Natur, doch zeigte diese immer doppeltes Leben gegen den Tod. Die Natur von innen und aussen forderte dies Volk zu immer munterer Thätigkeit auf und gab ihm eine Vielseitigkeit, eine Beweglichkeit, ja oft eine Schlüpfrigkeit, die durch nichts Fremdes gehalten werden konnte, aber sich selbst hielt — ein Karakter des Landes und Volkes, den wir auch bei der türkischen Barbarei noch übrig finden. Glücklich war dieses Volk aber auch vor vielen andern. Gern mögte es uns einbilden, es habe seine Götter, seine Feste, seine Gesetze selbst erfunden und sich gegeben, so wie es, keinem an-

dern entspringend, aus dem eigenen Boden entwachsen seyn wollte; aber das können wir ihm nicht glauben. Es muß gestehen, daß es vieles vom Süden her empfangen hatte, von den Aegyptiern, Phöniciern, Asiaten. Manche Künste, Gewohnheiten, Gesetze, Gottesdienste erhielt es also von Fremden, wenn diese sich gleich sehr gestalteten nach dem Lande und Volke. Aber daß sie gestaltet werden konnten, war das nicht glücklich? Hätten sie für diese leichten nicht schwere Götter und Gesetze erhalten können, mönchische Feste und Gottesdienste, welche ihnen alle üppige und lustige Kraft weggeschnitten oder doch verdreht hätten? Ich sehe nicht, was sie hätte retten können von den Einflüssen derselben. Haben nicht die Juden, über die ganze Erde zerstreut, trotz dem Klima, der Natur, den Reitzungen des Glücks und Unglücks sich allenthalben wunderbar bei dem Eigenthümlichen erhalten, was ihnen ihre Theokratie aufdrückte? Wenn in den meisten Ländern das Klima und der diesem gemäß bestimmte Mensch die Gesetze und Gottesdienste und Sitten macht, so kann man doch die verderblichen und fast ewigen Wirkungen nicht leugnen, wodurch Gesetze, Kultus und Weisen, welche ein unglückliches Ungefär brachte, gegen Klima und Menschen anstreben können. Hier war alles in Eintracht,

fröhliche und freie Sitten, lustige und leichte Götter, heitere Spiele und Feste, und diese verschönerten die Menschen, wie sie wieder durch sie verschönert wurden. Dem freien Leben waren in den besseren Staaten auch die Verfassungen angemessen. Alles Lust, Muth, Poesie. So konnten die energischen und leichten Menschen in allen Höhen und Tiefen sich bewegen, so ziemlich wie sie wollten; sie stießen nicht allenthalben mit Köpfen und Füßen an ein Gesetz, das ihnen ein Halt! zurief, nicht allenthalben auf laurende Priester, welche die üppige Begierde und den kecken Uebermuth mit Klöstern und Auto de Fés bedrohten. Man bebte nicht auf jedem Schritt vor dem ängstigenden Urtheile der alten Zierpuppe, der Meinung, fand nicht allenthalben die düstere Moral, die ihre lustbannenden Hexenzirkel zog. So wagte dieses Volk viel und that Großes in den Künsten und Wissenschaften. — Eine unglaubliche Gewandtheit im Schlechten und Guten, eine genialische Kühnheit, sich selbst, die ganze Natur, sogar die unsterblichen Götter in voller Nacktheit zu zeigen und dem ganzen Volke zum fröhlichen Scherz vorzuführen. Dieses Hochgenialische gab eine Laune, eine Kühnheit und Einfalt des Witzes und der Sprache, die nur wenige zu bewundern fähig sind: Homerus, Sokrates, Aristo=

phanes, Phidias welche Menschen! und diese vier grade ächte Repräsentanten der Hellenen. Noch immer thut die neuere Geschichte diesem Volke Unrecht, eben weil sie den eignen Zustand nicht sieht und begreift, und über der Frechheit seiner Laster und Häßlichkeiten die Größe seiner Tugenden, die Göttlichkeit seiner Herrlichkeiten, das freie Streben seines ganzen Daseyns nicht sehen will. Wagt es ja Schlözer sogar, die Griechen die Franzosen der alten Welt zu nennen, und schilt, daß man ihnen noch immer zu viel Raum gebe in der allgemeinen Geschichte, kann sich auch nicht genug über die Wichtigkeit ärgern, womit man die Lügen von ihren Kaziken und ihren kleinen Reichsstädten aufnimmt. Aber die Griechen werden ihre historische Extension wohl behaupten, weil sie die Intension hatten, weil ihre Geschichtschreiber, Redner, Poeten und Künstler nicht bloß Lügen von Kaziken ausstaffirten, nicht bloß klimatische und nationale Kunstwerke voll beschränkter Kümmerlichkeit aufstellten, sondern zugleich die Geschichte aller Zeiten und die Kunst aller Völker darstellten. Man sieht die gewaltige Gemüthsherrlichkeit dieses Volkes, seine unbezwingliche Lustigkeit, seine schöne wie ein lebendiger Quell aus den Tiefen des Herzens aufsprudelnde Laune nicht besser, als bei dem Anfang seines politischen

Verfalls, und selbst noch bei dem völligen Verlust seiner Freiheit durch die römischen Welttyrannen. Sie waren gewissermaßen bewußtlos das gewesen und geworden, was sie waren, so gingen sie auch meistens kummerlos und bewußtlos durch alle absteigende Stufen des allmäligen Sinkens. Grimm und blutige Erbitterung bei wenigen, kaum das niederdrückende Gefühl des Verlustes, immer noch die alte Lustigkeit und Wandelbarkeit im Gemüthe, immer noch ein keckes Selbstvertrauen in allem, was Spiel hieß, als das Herrliche lange dahin war, wodurch sie einst einzig waren.

So war das Volk und so erscheint auch seine Sprache, sie ist einem freudigen Strom gleich, der durch lustige Auen dahin fließt. Seine Wellen fliehen wie Pfeile fort, in aller Beweglichkeit zum großen Ziel, zum Ocean, gerichtet; hoch scheint seine sich hebende Mitte über die Ufer schlagen und den Wanderer mit fortspülen zu wollen, doch wird sie gehalten; ruhig dringt das Aug durch die unendliche Tiefe bis an den klaren Boden. Die größte Klarheit bei der größten Beweglichkeit, dies ist Karakter des Hellenismus und der hellenischen Sprache. Die Athener und Epheser hatten auch ihre Urbanität, ihre Konvenienz im Leben, aber diese Urbanität war die aller gebildeten

Menschen, diese Konvenienz die des Schönen und Wohlanständigen in höchster Freiheit; sie war nicht an gewisse elende Formeln der Worte, nicht an gewisse knechtische Positionen des Leibes gebunden. So ein leises Gesetz des Wohllauts und Rhythmus hatte auch die Sprache, die frei kein Vorn und Hinten erkennt, und durch den sichern Takt des Schönen sich in tausend Wendungen und Schlingungen bewegt, ohne daß sie je zu bunte, das Aug ermüdende und den Verstand angreifende Kreise macht. Wie der Mensch sich zeigen durfte in voller leiblicher und geistiger Nacktheit, so durfte auch alles Menschliche ohne Schaam ausgesprochen und dargestellt werden. Daher die hohe Einfalt und Keuschheit der Sprache, die in ihrer genialischen Nacktheit nie ein unbeflecktes Gemüth beflecken, nie den hochfliegenden Falken, die Fantasie, in den Schmutz gemeiner Lüste hinabziehen wird. Das Maaß, das der Grieche durch sein heiteres Gemüth fand, das durch sein mäßiges Klima, durch die herrlichen Uebungen herrlicher Leiber, durch die schönen Darstellungen seiner Feste und Spiele befestigt ward, drückte er als das Siegel aller Vollendung und Schönheit seinen Werken und seiner Sprache auf das innigste auf. Aber eben weil es das höchste Maaß ist, ist es gleich dem großen Maaße, wo-

durch das Weltall zusammengehalten wird; es läßt sich nicht fassen und messen. Volle Eurythmie und Elasticität der Sprache wie der Leiber drückt die frischeste Gesundheit aus; und wo findet man den harten Kern des Lebens, die ungebrochene Gesundheit des Gemüthes und der Empfindungen blühender ausgedrückt, als bei den Griechen, gleich weit von der zerfließenden Ueppigkeit des Orientalen und von dem Weinerlichen und Ueberspannten des Westeuropäers, der gegen das Schicksal nicht ruhig sich hebt, um es zu tragen, sondern sich aufbäumt, es von seinem kindisch ohnmächtigen Nacken zu schütteln? Und die Musik dieser Sprache, diese zauberische und feine, die unserem härteren Organ kaum halb vernehmbar ist, wie groß mußte sie seyn! Schon das Beweglichste und Freieste ist das Musikalischeste; dies giebt sogleich ein gutes Vorurtheil für die griechische Sprache, aber wir haben andere Zeugen für dieselbe. Ihre Philosophen, Sprachforscher und Rhetoren erzählen uns unglaubliche Wirkungen, wie einzelne Klänge und Wortfälle gleich dem Donner des Himmels eine ganze erstaunte Menge elektrisirten; sie sprechen von dem durchaus Unleidlichen und Widerlichen, wenn ein Wort nicht seine rechte Aussprache bekam, was für ihr feines Ohr eine wahre Folter war. Schon die Mannigfaltigkeit ihrer

Dialekte in Schrift und Rede spricht dafür, noch mehr die Mannigfaltigkeit ihrer Versmaaße, von welchen wir Gröberen viele nur zählen, aber nicht hören, weil sie durch alle Leitern des Rhythmus im Leichten und Schweren, im Zarten und Starken sich gleich gelenkig tummelt. Freilich wir können nur rathen über vieles in der alten Welt, was uns der beste Schlüssel seyn müßte, in ihre Tonkunst und Aussprache einzudringen. So viel indessen wissen wir und können wir muthmaßen, daß sie ihre Sprache volltönig accentuirten und nicht in unmusikalischen Halblauten zischten und thierisch brummten. Denn Volltönigkeit und Eintönigkeit der Laute, kurz der bestimmte Accent ist das Zeichen eines Volkes, das in seinem Gemüthe Maaß und Musik hat. Aber bei diesem bestimmten Accent und vollen Ton der griechischen Sprache welch eine zarte und unvernehmbare Abstufung von Tönen, die sich noch jetzt im Neugriechischen wieder finden, die aber in harmonischen Lauten bestehen, nicht in dem mannigfaltigen Lispeln, Zischen und Gnurren, wie z. B. die englische und dänische Sprache!

Gehen wir zur lateinischen Sprache über, wie ist alles schon steifer und mehr manierirt, was sich dort auf das freieste und unbefangenste bewegte! wie sieht man es den Römern an, daß sie mit schneiden=

den Schwertern, nicht mit blühenden Thyrsusstäben spielten! Wenn wir sie auch nicht Nachahmer, ja Nachbeter der zum Theil verlornen griechischen Meister nennen wollen, so waren sie doch oft nichts als Uebersetzer besserer Genien. Auch diese Sprache trägt die Zeichen des Landes und der Nation, welchen sie angehörte. Sie hat den Wohllaut und die Stärke des Klima, wo sie sich ausbildete, aber dabei einen ungeheuren Ernst und eine seltene Klarheit, Gediegenheit und Ründung. Aber den spielenden Tanz, den üppigen Muthwillen, die unbefangene und unschuldige Liebenswürdigkeit und Nachläßigkeit der griechischen sucht vergebens in ihr, wer dergleichen zu suchen versteht.

Vom Klange läßt sich nur thörigt sprechen; wer Latein versteht, kommt über den Wohllaut mit mir überein, so wie über die Stärke und Majestät der Sprache, die, mit noch größerem Wohllaut und größerer Freiheit gepaart, sich nur in der spanischen wiederfinden mögten. Zu diesem kommt der Ernst, was der Lateiner etwas vornehm die Gravitas seiner Sprache nennt. Dieser Ernst verläugnet sich selbst da nicht, wo sie zu spielen meinen, und in ihm und in der geschliffenen Ründung und dem ewig festen Gange der Wortfügung sieht man das Volk mit dem gezückten Dolch, immer bewaffnet, eine

Welt zu unterjochen, und für den liebenswürdigen Tand und die spielende und genießende Faulheit der Griechen nie Zeit habend. Alles ist voll ausgebildet, abgemessen, disciplinirt, wie bei einem Soldaten; das ewig feste Maaß steht da und die Schranken sind geschlossen, freilich nicht ganz enge, aber für die Leichtigkeit und den Muthwillen des griechischen Genius immer viel zu eng. Es zeigt sich dies nicht besser, als bei den leichten Poeten oder bei den leicht seyn wollenden unter den Römern; da liegt etwas Grobes in der Lust, etwas Uebertriebenes im Muthwillen, etwas Gesuchtes in der Nachläßigkeit. Man sieht, daß sie Sünder waren und dies bei ihren Spielen nicht vergessen konnten. Wenn sie also einmal ein Uebriges thun, so sind sie ganz wie der rohe Soldat, der seine Schlacht geschlagen hat und nun im wildesten Genuß für die Kürze desselben Entschädigung sucht. Man sieht es ihnen an, daß sie in der Lust das Böse kennen. Es erklärt sich dieses Alles selbst aus ihrer Geschichte. Räubergesindel sollte die herrliche Stadt gegründet haben; um gezügelt zu werden, bedurfte es strenger Gesetze und strengerer Götter und Sitten, als die Griechen. Nothwendigkeit und Instinkt machten seitdem das Volk zu einem furchtbaren Soldatenvolke, das in acht Jahrhunderten einen großen Theil der bekannten Welt unterjochte.

Die ersten sechs Jahrhunderte hatte es nicht Zeit, sich des Schönen und Guten daheim im Stillen zu freuen, und ward mit seinen gewaltigen Begierden immer nach außen gerissen. So erwuchs ein rauhes und strenges Geschlecht, das den Genuß verachtete, weil es nicht mit Schönheit genießen konnte. Als die Griechen ihre Sprache, ihre frohen und leichten Sitten und ihren Luxus mit allen seinen Lastern nach Latium verpflanzten, wurden die dornigen Waldbäume an zu vielen Stellen geimpft, der wilde Saft floß zu schnell aus und die Impflinge konnten nicht einfassen. Ihre Verfeinerung ward übereilt, und nie mehr kam ihnen das gehaltene Maaß in der größten Beweglichkeit, das unbewußte Spielen mit der Freude. Sie lebten und genossen als Sünder und vergingen als Sünder mit gräßlicher Wuth, als ihres Staates Herrlichkeit zerfiel. Daß ihre tändelnden Poesien fast alle unzüchtig, ihre verfeinertsten Genüsse fast alle halbbarbarisch sind, ist der beste Beweis für das Bisher gesagte. Am allermeisten aber beweisen für mich die Tode und letzten Worte der sogenannten Heroen ihrer alten Tugend und Freiheit. Wer in ihnen den Karakter des Volkes nicht begreift, der versteht mich nicht.

Die Franzosen sind das Mittelglied von Europa. Es wäre also nur natürlich, wenn sich in ihnen eine

etwas wunderliche Mischung vom südlichen und nördlichen Karakter fände. Wir wollen sehen. Sie haben viel von dem südlichen Feuer, der gewaltigen Reitzbarkeit und Empfänglichkeit; aber es ist nicht das ewig brennende Feuer auf dem stillen Vestaherde des Herzens, das ruhig in sich selbst sich nährende, wie bei dem Hispanier und Süditalier, wo der dunkle Ernst die Flamme bedeckt und den Grimm und die Lieblichkeit der menschlichen Natur in den weitesten Kontrasten zeigt. Wer die Thaten und Werke der drei Nationen vergleichen kann, wird diesen Gesichtspunkt mit mir fassen müssen. Der Franzose hat grade so viel von dem Südlichen, daß es ihn lustig macht, nicht so viel, daß er dadurch ruhig wird. Hier liegt das Unterscheidende. Er ist nur der Berauschte, jene sind die Seligtrunkenen — wir sprechen vom göttlichen Leben. Jene treibt der Naturtrieb, ihn das Bewußtseyn des Naturtriebes. Er fühlt, daß er nicht genug hat zum Seyn und daß er also etwas machen muß. Daher ist kein Volk so sehr immer bei sich selbst und keines so eitel, als die Franzosen. Wo der Hispanier und Italier mit hoch ausgebildetem Leibe wie im ruhigen Manneskämpferschritt einhergeht, da hüpft der Franzose, wo jener denkt, da witzelt er, wo jener brennt, da lodert er — und umgekehrt ist sein Verhältniß so gegen den nördlichen

Bewohner Europens. Er fühlt, daß ihm die südliche Naturhaltung fehlt, er muß sich zusammen nehmen und eine künstliche machen. Der Nordländer mit einem öderen, aber tieferen Gemüth findet in demselben oft allen Ersatz für das Gestaltlose seines Lebens und seiner Natur und begnügt sich mit Treue, wenn er die Anmuth nicht erlangen kann. So hat der Franzose mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit ein Leben gebildet, das er Kunst nennet, was viele ihm so nachbeten. Aber sieht man selbst bei den gebildetsten Männern dieses Volkes solches Leben, sieht man es länger, als die ersten täuschenden Augenblicke, so giebt eine gewisse Affektation, eine gewisse Künstlichkeit doch dem gesunden Gefühle Ohrfeigen. Man sieht, daß die Menschen weiter nichts thun, als sich ewig in sich selbst bespiegeln, daß sie das schönste Werk in dem glatten Firniß der Darstellung sehen, daß sie also das höchste Leben weder haben noch geben können. Sie haben nur die Oberfläche abgeglättet, den täuschenden Schein einer ästhetischen Darstellung gewonnen, womit sie ganz artig spielen können; aber eben, daß sie nie ruhig und also nie vollgestaltet sich zeigen, daß sie so selten sich selbst vergessen über einem höheren Daseyn, beweist die flache Erbärmlichkeit, womit sie über ein Jahrhundert Europa betrogen haben. Enges Leben, enge Sprache, enge

Kunst, kurz Schnürstiefelei ist der Karakter des Gallicism. Daher ist das Kindliche, das Einfältige, das Gestaltlose mit großer innerer Gestalt ihnen, wo es auftritt, entweder lächerlich, oder doch unerklärlich. Das Alltägliche des gemeinen Lebens und gemeinen Verstandes auszuschmücken, und zierlich hinzustellen, ist ihr ewiges Einerlei; wer sich dieses Einerlei zu einer leichten und liebenswürdigen Gewohnheit gemacht hat, der hat Welt — ein Wort, welches die ganze Albernheit ausspricht, womit sie die Welt umfassen.

So sehe ich dieses Volk, leicht und hüpfend, obgleich weit von der tiefen griechischen Beweglichkeit, rastlos von einem auf das andere fahrend, alles mit Heftigkeit ergreifend, nichts mit Stätigkeit durchführend, ewig mit dem Schein, als wenn sie spielen, aber diesen Schein verlierend, sobald man sieht, daß sie es wissen, daß sie spielen. Das ganze Geheimniß ihrer Bildung besteht in der Idealisirung des Leibes, in dem klugen Ergreifen der Oberfläche, wenn sie am weitesten gehen, in der Erforschung des Gebietes, was innerhalb der Gränzen des Verstandes liegt. Wohl ist das Leibliche an ihnen bis zum Glanz abgeschliffen, wohl sind die Gebildeten von ihnen im Leben Meister über sich und ihre Leidenschaf-

ten, wohl haben sie sogar ihren Gebrechen Anmuth zu geben verstanden für den Augenblick; wohl finde ich endlich ihre Leichtfertigkeit hübscher, als die ungefällige Roheit so mancher meiner Landsleute, die sie durch keine einzige Tugend gut machen. Aber ich sehe kein ruhiges und fröhliches Leben, kein tiefes und frommes Gemüth bei allem diesem Treiben; ich sehe, daß eine unstäte Langeweile sie von Ort zu Ort, und von Genuß zu Genuß jagt; ich sehe, daß dieses Volk, das so allerliebst witzelt und tändelt und hüpft, dies ewig und immer thun kann, daß kein Ernst bei ihm aushält, und daß es mit gleichem Sinn über einen unglücklichen Ehemann und eine gefallene Jungfer Republik Vaudevilles machen kann. Ich denke, wir lassen sie machen und freuen uns an den muntern Sklaven des neuen Despoten, der sie mit italischem Ernst und korsischer Schlauheit ziemlich poßirlich vor sich her tanzen läßt.

Und nun die Sprache, auch sie findet sich im Gemüthe, der Bildung, den Sitten der Franzosen wieder. Frankreich hatte und hat zwei französische Sprachen, von welchen die eine dem Süden, die andere dem Norden angehört, so wie es zwei französische Nationen hat, von welchen die kleinere unter der Dordonne, den Bergen vom Auvergne und Del-

phinat, die größere über ihnen wohnt. Jene südlichere Sprache, einst so berühmt unter dem Namen des Romanzischen, des Provenzalischen, ist vielleicht die lieblichste und wohlklingendste von allen europäischen; sie hat ein volles Leben, einen bestimmten Accent mit großer Mannigfaltigkeit der Laute, eine jugendliche Blüthe und Frische, die sie zum Organ des Gesanges und der Liebe machen, welche auch nie schweigen in den glücklichen Gegenden, wo sie regiert. Sie ist ein Bild der Natur und der Menschen, unter denen sie entstand. Aber diese schöne Sprache ist nicht die herrschende geworden. Der Norden von Frankreich, mit einer andern Sprache, einem andern Gemüthe siegte durch die Masse des Volks, noch mehr durch die Hauptstadt, und diese Hauptstadt und die nächstumliegenden Provinzen bestimmten, was hinfort zierliches Französisch seyn sollte. So ward Frankreichs Sprache, wie sein Volk, eine unselige Mischung vom Norden und Süden, wo auf der einen Seite die südliche Leichtigkeit Leichtfertigkeit wird, und man auf der andern das, was man von nordischer Schwere und Derbheit hat, noch nicht tragen und ertragen kann. Das Unstäte des Klima und des Gemüthes, das Sentimentale, das aber die Tiefe nicht erreicht, spricht sich auch in den Tönen aus.

Sie konnten nicht zur volltönenden Rauhigkeit der teutschen, zu dem Gewaltigabgestoßenen der englischen durchdringen, weil das Volk solchen Ernst und solche Gewalt des Karakters nicht erlangen konnte; so blieben sie als widerliche Halblaute in den Nasen und Kehlen stecken und bekamen nie das volle Maaß des Accents. Freilich hat man auch an der Sprache geglättet und ihre Oberfläche ist die schimmerndste von allen europäischen Sprachen, aber den alten Schaden konnte man dadurch am wenigsten heben. Ich darf mich auf Rousseau berufen, der diese Sprache, die Manche für den Spiegel alles Schönen ausgeben, untauglich für die Musik nannte; er sprach damit ihr Todesurtheil. Wer die französische Oper und Tragödie gesehen hat, weiß, wie widerstrebend sie dem höheren Schwunge des Gemüthes ist. Sie, die für alle Kleinigkeiten und Erbärmlichkeiten tausend Namen und witzige Umschreibungen hat, ist arm, wenn das Tiefere der Erkenntniß und des Gefühls, wenn die großen Mysterien der Welt und des Gemüthes ausgedrückt werden sollen. Sie ist ganz wie das Volk. Für das gemeine Leben, für die glatte Volubilität der Konversation, für die liebenswürdigen Tändeleien einer zierlich verdorbenen Welt nennt sie allerliebst,

wem solches allerliebst ist. Sie ist eitel und weiß nichts von Unschuld, daher wirft sie eine künstliche Hülle um Dinge, die der Teutsche, Schwede, Engländer mit ihren eignen Namen zu nennen wagen; sie umschreibt und umgeht alles, zerstört dadurch den großen Witz und die große Fantasie, indem sie durch den kleinen Witz und die kleine Fantasie die Unschuld vergiftet. Ich will nur zwei Worte nennen; sie sagt von einem bekannten Theil der Kleidung les modestes, sie sagt un enfant und une enfant, schon in der Kindheit die Geschlechter trennend. Wo Unzucht ist, da ist keine Poesie, und glatt und eingeschnürt wie die Sprache, wagt auch die Poesie nur mit kurzem Athem ihren Flug. Auch da ist alles ewig gemessen und konventionell, und kein Genius darf die fest gestellten Schranken durchbrechen. Ihre Form des Schönen wirft freilich einigen Schein von sich, weil sie eine festere ist, als die des Teutschen und Engländers, aber dieser Schein ist nur der Wiederschein ihres manierirten und getriebenen Lebens, er ist etwas Gemachtes, eine Schönheit der Konvenienz, die sich mit keinem Gefühl anders als durch französische Sitten berührt und die niemand duldet, der den stillen und einfach großen Gestalten der Alten Liebe abgewonnen. Es

ist nur die idealisirte Sinnlichkeit, das leibliche Festhalten der herrlichsten Dinge. Das Absichtliche des Menschen spricht aus seinem Werke.

Wer das Nothwendige der Natur hinstellt, der stellt sich selbst über und unter den Tadel. Ich komme endlich auf mein eigenes Volk und Land, wo ich doch werde kürzer seyn müssen, weil man sein eigenes Bild nur in wenigen Zügen erhaschen kann und in noch wenigeren darstellen darf. Teutschland — ich betrete den Norden, wie ich Dich ausspreche. Ein unfreundlicheres und unstäteres Klima begegnet mir, die Berge mit rauhen Wäldern bekleidet, die Küsten von Winden und Nebeln geplagt, der lange Winter allen Schmuck des grünen Lebens abkleidend und unter Schnee und Trübe die Erde und den Menschen begrabend, die Natur ungefär gleichen Tod gegen gleiches Leben zeigend. Der Mensch, in solches Land gestellt, muß werden wie die Dinge um ihn, ein Spiegel seiner Welt. Das lange Bild der Vergänglichkeit und des Todes läßt ihn nicht heiter und spielend durch das Leben hinhüpfen, wie den Kleinasiaten und Sicilier: wo er so wenig Leben sieht, muß er es anderswo suchen, er greift in sein Herz; er muß denken und grübeln. Der dunkle Ernst seiner Wälder,

die Nebel seiner Ebnen, die strenge Arbeit, welche die strengere Natur von ihm fordert, kömmt dazu. Glaube und Aberglaube, Poesie und Schwärmerei müssen tiefer bei ihm gehen. Sein Leib, von spröderer Luft und härterer Arbeit mitgenommen, von dem Gedanken in seiner Bildung immer aufgehalten, gewinnt nicht die Schnellkraft des Süden; selbst das Schöne erringt er nur durch Mühe. Ernst, Tiefsinn, aber auch Trübsinn, Unbehülflichkeit des Leibes und Geistes, Rauhigkeit des Sinnes und unfreundliche Absonderung werden oft sein Loos seyn. Leichtigkeit und Abglättung des Aeussern wird schwer glücken, wenigstens nur mit fremden Gebrechen zugleich erkauft werden können, und doch immer den Affen zeigen. Die Gebildeteren werden Klarheit des Verstandes, Einfalt und Treue als ihr höchstes Können und Wollen ehren, und über den Mangel der feinsten Ausbildung nicht seufzen.

Diesem allgemeinen nordischen Karakter gleichen die Sprachen. Ich bleibe bei der teutschen. Sie ist rauh und unmild, wie ihr Land, dem Lieblichen und Süßen spröd und widerstrebend; das anmuthige Spielen, das leichte Einherhüpfen in Tönen, die bloß als Töne ergötzen, ist ihr

nicht eigen. Ich frage den allersüßesten und allerliebsten Stutzer und Schwätzer, und er soll mir gestehen, daß es ihm mit dieser Sprache nicht glücken will. Selbst für das Alltägliche der Gesellschaft, was oft so niedlich seyn könnte, hat sie nicht das Muntre und Hinfließende des Franzosen und zeigt immer, daß sie für Menschen gemacht ist, die viel schweigen und, wann sie sprechen, schlecht und recht verständig sprechen sollen, aber frei sprechen dürfen. Und hier komme ich auf das Beßte dieser Sprache. Wenn wir auch die Sitte der Väter vergessen haben und als ein entartetes Geschlecht auf ihren Gräbern gehen, im Tand und Schimmer fremder Sitten uns lächerlich und unbehülflich und und unglücklich genug bewegen, so steht die Sprache vor uns als ein warnendes Zeichen. Rauh, aber volltönend, frei wie die griechische, aber doch organisch mehr gefesselt, weil ihr die Volubilität der griechischen Zunge, wie uns die Versatilität des griechischen Karakters fehlt. Diese Sprache spricht: seid einfältig, treu und unscheinbar, wie ich, nur in dem Höchsten und Tiefsten euch erhebend, wo ich mich nur erheben darf. Wer unsere älteren Vormänner gelesen hat, einen Brand, Haus

Sachs, Luther, Weckhrlin, Moscherosch, wer unter den Neueren Göthen versteht, der begreift des teutschen Volkes und der teutschen Sprache Karakter. Durch alles Harte und Rauhe, durch alle Freiheit, die doch das leichteste Spiel und die gewundenen Schlingungen der Perioden nicht duldet, geht ein fester und sicherer Klang hervor, der im höheren Schwunge hoch poetisch wird, aber selbst am Erdboden den Tiefsinn und die Fülle des Gemüthes bezeichnet, woraus er erklang. Wir haben mit dem Italiener von allen Neueren den vollsten Accent; unsre Sprache, wenn gleich nicht musikalisch, gehört doch der Musik an. Der Italiener und Teutsche haben allein große Musiker für das Werk und für die That gehabt, und haben sie noch allein. Warum hat das üppige Frankreich und England, wo für diese Kinder des Luxus ganz andere Ermunterungen sind, kein einziges musikalisches Genie hervorgebracht? Ihre Sprache ist ohne Accent, also das Volk ohne Musik.

Dies sind Andeutungen. Mögen Einfalt und Treue und ein sicheres Gefühl nicht bloß als Andeutungen erscheinen! mögen sie auch heute sich nordisch aussprechen, kurz und bescheiden!

Einfalt, Königin des Himmels
Und der Menschen größte Göttin!
Und Du, die mit allen Sternen,
Unter allen Erdenblumen
Wandelnd als Gespielin geht,
Unschuld, edlerer Gefühle
Holde Pflegerin!
Reinigt unser Herz zur Andacht,
Unsrer Lippen stille Sprache
Zu des schönen Tages Feier!
Denn die Götter ehrt das Schweigen
In dem Tempel und das Knie,
Das sich beugt, und die gehobnen
Hände, die gen Himmel winken —
Vor des Herrschers Nähe zittern
Die unruhig wilden Worte,
Züchtig nahen leise Töne,
Wie die halb verhüllten Liten,
Nur des Königs Majestät.

Denn hohe Majestät ist dem gegeben,
Der einem tapfern Volke darf gebieten,
Der des Gesetzes unentweihtes Schwerdt
Darf tragen mit den unbefleckten Händen,
Der unter seinen Brüdern, seinen Kindern
Der Erste ist und gern sich Vater nennt.
Er ist die Sonne, des erhabnen Aethers
Allsehend Aug, der Menschen süße Freude.
Sie schickt das Licht in Millionen Strahlen,
Giebt Millionen Erden, Millionen Sternen
Von ihrem Glanz, wird reicher, wie sie abgiebt;
Denn jene alle leuchten nur durch sie.

—

O Bild des Göttlichsten auf dieser Erde,
Der heil'gen Zucht, des strafenden Gesetzes,
Wodurch aus Thieren Menschen worden sind —
O König, Vater, Herrscher über alle,
Die Ein Gefühl der Freude heut versammelt:
Dir ward das höchste Amt auf dieser Erde,
Das Glück von Hunderttausenden zu schirmen,

Das Glück von Millionen zu erschaffen.
O fühle ganz die Wonne, der Gerechte
Zu heißen, welche Dich und uns beglückt;
Denn die Gerechtigkeit erbauet Städte,
Sie hält das Haus in seinen sichern Angeln,
Daß Frevel nicht der frommen Schwelle naht;
Sie ist der Schimmer um des Königs Haupt
Und die Gewalt des ungestählten Scepters,
Das Frevel niederschlägt, wo es sich senkt,
Wenn scharfem Schwerdt das scharfe Schwerdt
begegnet.

So führe die herrliche Göttin Dich
Hinunter der Jahre fliehenden Pfad
Und gebe den kommenden Altern Dein Bild,
Ein leuchtendes Bild.

Denn finster ergreifen die wüthende That
Die nächtlichen Drei und verwirren das Herz.

Sie stehet ein Scheusal, der kommenden Zeit
Ein warnendes Bild.

So blühe Dein Volk, es blüh' Dein Geschlecht,
Ein Heldengeschlecht, dem Enkel zur Lust!
So rufen wir: Heil Dir! dem Könige Heil!
Und Frieden und Sieg!


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C061419834



